

## Kneipensterben in Deutschland

# DAS ENDE DER GEMÜTLICHKEIT

## 45 000 Wirte geben dieses Jahr auf

**Der schönste Platz, heißt es in einem Lied, ist an der Theke. Doch jetzt herrscht Krisenstimmung am Zapfhahn: Die Kneipe alter Prägung - regional auch bekannt als Wirtshaus, Bierhalle, Schenke, Destille, Weinstube, Krug oder Beiz - ist vom Aussterben bedroht. Allein in diesem Jahr werden die Wirte von 45 000 Gaststätten aufgeben - etwa ein Viertel. Manche finden einen Nachfolger, aber viele bleiben für immer geschlossen**

Hermann Kukutsch, 52, packt ein - Töpfe, Pfannen, Teller, Bestecke, Hunderte von Gläsern. Stück für Stück verschwindet das Inventar des "Café Schwille" in braunen Umzugskartons. Jetzt, nach sechs Jahrzehnten, ist Schluß. Hermann Kukutsch muß sein Frankfurter Traditionslokal schließen: "Es trägt sich kostentechnisch nicht mehr." Zu hohe Mieten, zu hohe Löhne und Abgaben und immer knappere Kassen bei den Kunden.

Die spürt auch der Berliner Wirt Matthias Helmhake, 32, vom "Alt-Berlin" in Reinickendorf: "Dieses Jahr ist es am schlimmsten. Die Leute in unserem Arbeiterviertel haben immer weniger Geld. Die feiern ihre Hochzeiten und Geburtstage immer häufiger zuhause."

Im schleswigschen Landgasthof "Gammelby" bei Eckernförde, bleibt der Zapfhahn immer häufiger trocken. Bis vor ein paar Jahren zog es hier noch zweimal täglich die Bauern des 470-Seelen-Dorfes zum Klönschnack an die Theke des hundert Jahre alten Traditionslokals. Jetzt haben sie keine Zeit mehr. "Früher hatten sie noch Bedienstete", sagt Wirt Hans Stöterau. Heute müssen sie selber melken.

Im hessischen Dreieich kämpft Günther Schmidt, 60, ums wirtschaftliche Überleben. Der Wirt der "Kornquelle", der früher monatlich 2 500 Liter Bier ausschenkte, muß derzeit einen Umsatzrückgang von 40 Prozent verkraften: "Von 30 Stammgästen sind gerade noch zwei übriggeblieben."

Geklagt wird schon lange in der Branche, aber jetzt kämpfen die Stätten zwischen Schnaps und Schnokus, Rauch und Rausch ums nackte Überleben. Ingrid Hartges, 36, stellvertretende Hauptgeschäftsführerin des Deutschen Hotel- und Gaststätten-Verbandes (DEHOGA), hat das Desaster kommen sehen: "Von 209 000 Betrieben hatte schon 1994 jeder fünfte Umsatzeinbrüche."

In Stadt und Land und bundesweit. Dortmund: Die Zahl der Eckkneipen sank innerhalb der letzten zehn Jahre von 700 auf 300. Hamburg: Tausend Betriebe erleben jährlich einen Wirte-Wechsel oder werden mangels Rentabilität

geschlossen. Frankfurt: Von 3 500 Kneipen wechseln jedes Jahr tausend ihren Betreiber.

Kein Absatz mit Schnaps: Vierzig Prozent der Wirte geben Jahr für Jahr in Berlin auf. 1980 hatten allein im Westteil der Stadt 5 500 Kneipen geöffnet, 1995 waren es nur noch 3 300 Schankwirtschaften. 300 von ihnen machten im letzten Jahr dicht.

Für den Sprecher der Spree-Gastronomen, Bernhard Silbernagel, "eine Kultur-Revolution". Der Kneipier, der seinen "Todesjob" schon 38 Jahre ausübt, mußte schon viele Kollegen beerdigen. "Früher hat bei uns jeder zweite Wirt gesoffen. Die waren ihr bester Gast." Die Grabreden werden weniger. "Es gibt kaum noch Kollegen, die gluckern", sagt Silbernagel. Bei sinkenden Umsätzen brauchen die Wirte einen klaren Kopf.

Während Altstadtquartiere, wie in Nürnberg, Köln, Heidelberg, Lübeck, Kaiserslautern, Dresden oder Bremen, eine überdurchschnittlich hohe Kneipendichte verzeichnen, herrscht vor allem in den innerstädtischen Neubausiedlungen und Trabantenstädten oft eine krasse Unterversorgung. Auf der Kessenicher Kneipenmeile im Süden von Bonn haben nur noch fünf Kneipen geöffnet. 19 haben ihre Rollläden für immer runtergelassen. Auch in den klassischen Wohngebieten in Dresden oder Leipzig hat's die meisten Wirtschaften erwischt. "Dort finden Sie kaum noch eine Kneipe", sagt der sächsische Hauptgeschäftsführer Frank Lehmann.

Besonders hart trifft es die Kneipen im Umfeld bankrotter Firmen. Mit der Stilllegung vieler Zechen und Hütten setzte im Ruhrgebiet ein gigantisches Kneipensterben ein. "Begonnen hat es bei uns schon vor elf, zwölf Jahren", sagt Geschäftsführer Claus Altendorf vom westfälischen Hotel- und Gaststättenverband. Schicht am Schacht. 40 Prozent aller Wirtschaften in Dortmund schließen. Viele Tränken, in denen früher der Kumpel nach der Arbeit noch schnell seinen Halben zischte, dienen heute als Wohnungen oder Imbisse.

Hinter den Häkelgardinen der Dorfkrüge kriselt es am stärksten. Die Zahl der Gemeinden, die als einzigen Treffpunkt nur noch ihren Briefkasten haben, steigt rapide. 360 Ortschaften in Bayern und 350 Dörfer in Baden-Württemberg haben keine Kneipe mehr. "Auf der Alb", sagt Hauptgeschäftsführer Ernst Fischer, 52, vom Hotel- und Gaststättenverband Baden-Württemberg, "sterben uns die Landgasthöfe weg."

In anderen Regionen sieht's nicht besser aus: Hundert Landgasthöfe standen schon 1992 in Schleswig-Holstein zum Verkauf an. Entlang des Nordostseekanals sitzen bereits viele Dörfer auf dem Trockenen: "Da haben Sie Schwierigkeiten, ein Gasthaus zu finden", sagt Ingrid Hartges vom Bundesverband DEHOGA.

In 283 hessischen Wirtschaften ging im ersten Quartal 1996 das Licht aus. Mehr als ein Fünftel aller Wirte drehen in Rheinland-Pfalz jährlich den Zapfhahn

ab: "Diesen kleinen Leuten", sagt Hauptgeschäftsführer Egon Bräuning, "geht's manchmal wirklich dreckig. Das ist Knochenarbeit." Sechzig Prozent der 43 000 bayerischen Betriebe bilanzieren einen Jahresgewinn von weniger als 35 000 Mark. Da ist der Nebenerwerb vorprogrammiert. "Viele der Krüger sind Landwirte", sagt Bayerns Wirte-Präsident Anton Röhl. Manche auch Pfarrer.

Noch prekärer beurteilt Hauptgeschäftsführer Frank Lehmann die Lage in seinem Bundesland Sachsen: "Kaum ein einheimischer Existenzgründer hat nach der Wende seine Kneipe fortführen können." Streit um Eigentumsfragen, Miet- und Pachtbedingungen gaben vielen sächsischen Wirten den Rest.

Auch die sogenannte "Schwarzgastronomie" besiegelt ihr Ende. Beim Karneval, sonst stets Garant für volle Kneipen-Kassen, versorgten sich dieses Jahr viele Narren selbst. Für Geschäftsführer Rainer Spenke vom Hotel- und Gaststättenverband Düsseldorf eine ganz neue Erfahrung: "Die meisten Gäste haben sich ihre eigenen Getränke draußen reingezogen."

Auf dem Lande ist die Wettbewerbsverzerrung noch dramatischer. Auf Tausenden von Schützen- und Feuerwehrcorps, Kirchen- und Dorffesten kochen viele Vereine mittlerweile ihr eigenes Süsschen. Hessens Verbandspräsident Reinhard Schreek schätzt den Umsatz der Schwarz-Zapfer bundesweit auf jährlich zehn Milliarden Mark - Geld, daß am Fiskus vorbei und nicht in die Kassen der Wirte fließt.

Von sechs Dorffesten im Jahr sind "Gammelby"-Wirt Hans Stöterau zwei geblieben. Mittlerweile schwofft der Flecken viermal im Jahr neben im Dorfgemeinschaftshaus. Zunehmend, so Schleswig-Holsteins Gaststätten-Geschäftsführer Stefan Pluder, öffneten auch Landwirte ihre Scheuer für den Spaß auf der Tanzfläche: "Den Wirten werden tausend Auflagen für den Brandschutz gemacht. Aber da dürfen dann tausend Leute feiern und auf den Strohhallen rauchen."

Vor allem in den Sommermonaten herrscht in vielen Dorfkrügen Krisenstimmung. 40 bis 50 Straßen- und Vereinsfeste pro Ort, so Ernst Fischer vom Hotel- und Gaststättenverband Baden-Württemberg, seien dann keine Seltenheit. "Dann sind die Kneipen fast leer." Verluste, die in den Wintermonaten kaum wieder aufzuholen sind.

Auf 69 921 Festen wurden allein 1994 in Baden-Württemberg rund 350 Millionen Mark umgesetzt, im letzten Jahr sogar noch einmal 24,5 Millionen Mark mehr. Für Fischer "eine Sauerei". Bis vor ein paar Jahren sei in den Dorfgasthäusern noch "die Hölle losgewesen". Hochzeit wurde im "Adler" gefeiert. Und die Fußballer und Blasmusiker zelebrierten ihren alljährlichen Budenzauber im "Hirschen" oder im "Ochsen". "Heute", schimpft Fischer, "wird im Festzelt gefeiert oder beim Pfarrer im Gemeindesaal."

Mit dem Krachen der Schenken stirbt für den Bremer Soziologen Thomas Krämer-Badoni ("Die Kneipe. Zur Soziologie einer Kulturform", Suhrkamp) auch ein Stück Gemütlichkeit: "Eine Gegend ohne Kneipe ist eine soziale Wüste". Seit den fünfziger Jahren hätten sich die Lebensgewohnheiten, die Lebenszusammenhänge und die Alltagspraxis rasant verändert.

Ob rund oder oval, mit dickem Aschenbecher oder ohne - längst ist der Stammtisch mit seinen Brüdern, Reden und Parolen nicht mehr der Inbegriff deutscher Gemütlichkeit. Nur noch noch jeder zehnte Deutsche setzte sich 1993 laut Umfrage des Wickert-Instituts an den Debattiertisch, 1962 noch jeder dritte, 1976 jeder fünfte. Der Nachwuchs bleibt aus: "Jungen Leuten ist das Stammtisch-Hocken schlicht zu langweilig", sagt der Hamburger Freizeitforscher Horst Opaschowski.

Auch die sonntäglichen Frühschoppen gehören bald der Vergangenheit. Seit die Kirchenbesuche nachgelassen haben, bleiben immer mehr Gläser trocken. Immer mehr Deutsche bevorzugen den Rückzug ins Private. 62 Prozent aller Bürger, so Sozialforscher Krämer-Badoni, fühlten sich abends und an den Wochenenden in ihrer "freiwilligen Isolation" gestört, 54 Prozent seien "lieber allein". "Das Bier wird zuhause getrunken", sagt Krämer-Badoni. "Das Fernsehen ersetzt die Kommunikation in der Öffentlichkeit."

Es geht auch anders. Cyberspace- und Internet-Cafés, Sushi-Bars und internationale finanzkräftige Bräter-Ketten setzen die neuen Trends. Sie sprechen mit Live-Musik, "Miß-T-Shirt-Wahlen" oder "Männer-Versteigerungen" ein speziell junges Publikum an. Diese erlebnishungrige Klientel gibt sich gern kosmopolitisch. Sie lehnt abgetretene Linoleumböden und nikotinvergilbte Tapeten schlicht ab.

Der Absturz der kleinen Kneipe, einst Kommunikationszentrum des kleinen Mannes, Skatburg, Nachbarschaftstreff, Nachrichtenumschlag und Tagesbörse, ist kaum noch aufzuhalten. Der Wirt als Beichtvater hat vielerorts bald ausgedient. Ob über Fußball, Frauen oder Kinder - "als Wirt muß ich immer zuhören können", sagt Bernhard Silbernagel von der Berliner Gaststätten-Innung. "Nur den Hahn uffmachen, damit isses nich' mehr jetan."

Karin Mathes, 58, in Bremerhaven ist so eine, die Zuhören kann. Genützt hat's nichts. Gerade mal eine Handvoll Fernfahrer aus Holland und Dänemark hocken morgens ab sechs auf den 25 Quadratmetern ihrer Kneipe "Zum Kutter" im Fischereihafen. Die Gesichter der Trucker sind müde vom Gleichklang der Tage. Ein paar Frikadellen, ein Pott Suppe, eine Flasche Bier für 2,60 Mark - dann zischen sie wieder ab. "Seeleute kommen schon lange nicht mehr", sagt Karin Mathes. "Früher haben wir hier gesungen und Akkordeon gespielt." Jetzt rührt die Seemannsbraut noch mal die Werbetrommel. Ein letzter Versuch: "Ich werde einen kleinen Flaggenmast vor das Haus stellen." **Thomas Olivier** (C) Olivier 19984